

Gesänge weit vor dem Namensgeber Gregor I. entstanden sind (so z. B. der in das 4./5. Jhd. zu datierende ambrosianische Gesang und die aus gleicher Zeit stammenden Melodien des mozarabischen Repertoires) ist terminologisch schlicht falsch. *Cesarino Ruminis* Artikel über „Liturgischen Gesang und imperiale Politik der Karolinger“ ist in seiner Knappheit sehr gut gelungen und fasst den aktuellen Forschungsstand zusammen; dann aber verwundert es doch, z. B. auf S. 48, Bilderläuterungen zu finden, die von „Chorälen“ sprechen (ein Fehler, den man getrost deutschen Rundfunkanstalten für Ansagen überlassen darf – der Plural von „Gregorianischem Choral“ ist nun einmal „Gregorianische Gesänge“) und die den Codex 121 der Stiftsbibliothek von Einsiedeln als „kopiertes Buch“ bezeichnen, was zumindest missverständlich ist. Diese Kleinigkeiten (und zweifelsohne sind es – wie die durchweg fehlende Unterscheidung zwischen Paginierungs- und Folierungsangaben – Petitessen, die leicht zu korrigieren sind) fallen ebendort ins Gewicht, wo ein Text knapp und deshalb präzise formuliert sein muss.

Bereits Peter Gülke stellte in seinem erstmals 1975 erschienenen Standardwerk „Mönche – Bürger – Minnesänger“ anfängliche Betrachtungen über Maß, Zahl und Proportion als Paradigma der spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen musikalischen Komposition an. Spätestens aber seit der Veröffentlichung der geradezu aufregenden Forschungsergebnisse über die Dufay-Motette „Nuper rosarum flores“, die Hans Ryschawy und Rolf Stoll in den „Musik-Konzepten“ vorlegten (Heinz-Klaus Metzger/Rainer Riehn (Hgg.), Guillaume Dufay. Musik-Konzepte 60, München 1988), ist der enge Zusammenhang zwischen den nach Zahlen geordneten Proportionen in der musikalischen Faktur und in der Architektur erwiesen. Musik und Kirchenbau folgen den gleichen ästhetischen Prinzipien – ja, beide sind als nach Maß und Zahl geordnete Kunstwerke Indikatoren der göttlichen Schöpfungsordnung, des Kosmos. Diese Spur wird nun im vorliegenden Bd. ausgiebig weiter verfolgt: Die Artikel von *Vasco Zara* („Architektur und Musik: Ordo, Pondus et Mensura“) und von *Ettore Cirillo/Francesco Martellotta* („Die ‚himmlischen Harmonien‘ der gotischen Kathedralen“) gehören zweifelsohne zu den Höhepunkten des Buches und machen neugierig auf weitere Studien.

Die Reihe der detaillierten Betrachtung weiterer Themenfelder ist für den Rez. eine große Versuchung – der er zugleich aber auch nicht nachgeben darf. Denn es ist unmöglich, die insgesamt 68 Artikel umfassend zu würdigen. Die Herausgeberin, *Vera Minazzi*, verspricht in ihrer Vorbemerkung den Leserinnen und Lesern einen „facettenreichen, multiperspektivischen Blick auf die Musik des Mittelalters“. Sie, die Autorinnen und Autoren und auch der Verlag (dessen sorgfältiges Lektorat deutlich zu spüren ist) haben dieses Versprechen in weiten Teilen eingelöst und ein Buch vorgelegt, das informativ und zugleich fachlich fokussiert ist. So etwas gelingt wahrlich nicht oft. Es bleiben aber auch Desiderate und Defizite, die bei einem Buch dieser hohen fachlichen Qualität nicht sein müssten. Dies gilt vor allem für die Terminologie, gelegentlich aber auch für inhaltliche Aspekte. Unerwähnt darf auch nicht bleiben, dass ein solch vielfältig gestaltetes Buch natürlich nicht nur ein Personen- und Ortsregister, sondern auch ein Sachregister gut vertragen kann, das sich mit einem Glossar hervorragend hätte verbinden lassen. Letzteres wäre mehr als opportun gewesen, denn schließlich soll es ja ein Buch zum „lesen – blättern – betrachten – studieren – schmökern“ sein (*Vera Minazzi*). Wenn dieses Buch – vielleicht nach Anbringen einiger Korrekturen bei einer weiteren Auflage – Geschmack macht auf mehr „Musik des Mittelalters“, auf eine weitere und differenziertere Betrachtung der einzelnen Teilgebiete, dann hat es nicht nur einen wichtigen Zweck erfüllt, sondern wird sich in kurzer Zeit auch in Fachkreisen das Attribut „verdienstvoll“ erworben haben.

ST. KLÖCKNER

MEIN JENSEITS. Gespräche über Martin Walsers „Mein Jenseits“. Herausgegeben von *Michael Felder*. Berlin: University Press 2012. 238 S., ISBN 978-3-940432-77-3.

2010 ist Martin Walsers Novelle mit dem Titel „Mein Jenseits“ erschienen. Das „Mein“ schreibt Augustin Feinlein, Nachkomme des letzten Abtes eines Klosters, in dessen Baulichkeiten nun eine psychiatrische Anstalt untergebracht ist, und Chef dieser Klinik, kurz vor der Pensionierung, bedrängt vom Oberarzt, der seinen Platz einnehmen will – wie dieser schon jene Eva Maria geheiratet hat, mit der er seinerzeit wie verlobt war und nach der er

sich noch immer sehnt. Sein Vorfahr hat damals die Blutreliquie vor aufständischen Bauern gerettet, mit der alljährlich der Blut-Ritt stattfindet; und dem Reliquienkult gilt seit langem seine Privatforschung, zum Missfallen des jüngeren Kollegen. „Sein Jenseits“ ist das Reliquiar, sind aber auch kurze postalische Grüße Eva Marias („In Liebe“), ihrerseits Reliquien, und besonders die römische Kirche San Agostino mit dem dortigen Altarbild Caravaggios „Madonna dei Pellegrini“. Der Leser trifft auf seine Notate zu Glauben und Wissen und schließlich auf die „unerhörte Begebenheit“, dass Feinlein die Reliquie an sich nimmt – um erleben zu müssen, dass der Ritt, als sei nichts geschehen, mit einer Ersatzmonstranz durchgeführt wird. Er bekennt sich zu seinem Diebstahl und kommt als Patient in seine Klinik.

Unter Herausgeberschaft des Fribourger Moraltheologen nehmen zwischen dessen Vor- und Nachwort 13 Theologen Stellung. Den Schluss bildet ein „Poststudium“ des Schriftstellers und Theologen *Arnold Stadler* mit „Marginalien aus der Grenzgegend“ der beiden Disziplinen. Ein Präludium hat *Walser* (= W.) selbst beigesteuert. Er will natürlich nicht gern „benotet“ werden; dass er stattdessen einen Marienhymnus zitiert, zeigt, dass wir es mit einem Großschriftsteller zu tun haben. Und dessen sind sich auch die meisten Beiträger bewusst. – Immer wieder werden seine Sätze wiederholt; dass der Glaube eine Leistung sei: „Glauben heißt, Berge besteigen, die es nicht gibt.“ „Glauben, was nicht ist, dass es sei.“ Dass es das Wort Gott nur gebe, weil es ihn nicht gibt. Wäre er, hätten wir kein Wort für ihn. Ohne Klärungen zu Glauben wie Wissen. Oder, wo es geschieht, dann so eigentümlich ambivalent wie bei W. selbst. So etwa im Text *Karl-Josef Kuschels* (82 f.): Der Rez. darf zu Klärung und Beleg den ganzen Absatz zitieren: W. zeige gerade „die krankmachenden Reduktionen einer ‚europäischen Aufklärungskultur‘, die das Wahre mit dem Bewiesenen identifiziert und vernünftiges Wissen gegen irrationales Glauben auszuspielen pflegt. Das Urverhältnis des Menschen zum Leben beruht auf Vertrauen und Liebe und somit auf Akten nicht des Beweises, sondern des Glaubens. Glauben heißt Vertrauen in eine Wirklichkeit, die ‚es‘ für den nicht gibt, der sich an Beweise klammert. [Wünschenswert klar! Doch nun folgt, in Anapher des Satzanfangs bruchlos und ohne jedes Gänsefüßchen:] Glauben heißt Fiktionen vertrauen und damit sich auf das einlassen, was nicht ist. (Ich würde gerne wohlwollend Anführungszeichen zu „Fiktionen“ und „nicht ist“ mitlesen; aber Kuschel selbst fährt – neuer Absatz – fort:] „Besteht aber nicht gerade darin die entscheidende Entsprechung zur Literatur? Denn was ist Literatur anderes als Fiktion, der Menschen vertrauen, als gäbe es das, was hier erzeugt wird? Was vollzieht ein Schriftsteller anderes als Glaubensarbeit. [...] Wenn Glauben Berge besteigen heißt, die es nicht gibt, dann heißt Literatur Berge erfinden [...]“ (Ähnlich *Margit Eckholt*, 177: Nach dem W.-Zitat: „Wissen, dass das Blut nicht echt ist, aber glauben, dass es echt sei, da wäre das, was die Reliquie zu einem unvergänglichen Schatz machen würde,“ schreibt sie schlicht: „Aber die Verantwortlichen sagen nichts, sie versäumen diese Chance.“)

Zum Glück gibt es drei Beiträger, die sich trauen (wie 2006 Petra Morsbach in ihrer entlarvenden Analyse der Großen Alfred Andersch, Marcel Reich-Ranicki und Günter Grass [Warum Fräulein Laura freundlich war]), ihren Ruf zu riskieren und Klärungen einzubringen, behutsam, respektvoll, doch deutlich: *Martin Brüske*, *Rainer Bucher* und *Andreas Uwe Müller*. *Magnus Striet* merkt immerhin an (136), man könne W.s „amüsante Novelle auch als Provokation lesen, es sich mit dem Glauben ein wenig schwerer zu machen“. Doch bin jedenfalls ich etwas ratlos, wenn ich zum Schluss bei ihm lese (137): „Ob Gott existiert, weiß allein er selbst. Wenn er existiert. Dass er nicht hilft, ist Alltagserfahrung. Wird er nicht vermisst, so werden die Mysterien banal.“ Mysterien nur des Elends? Glaubensglück als Banalität? Vielleicht wird das der Provokation M. Walsers doch nicht ganz gerecht. (P.S. Formal stören in einem Buch für einen Sprachmeister die falschen Dative in Appositionen: 19: „für mich als einem Theologie treibendem Menschen“; 141: „die beiden zentralen Charaktere, dem postmodernen“).

J. SPLETT

RELLER, JOBST (HG.), „*Die Mission ist weiblich*“. Frauen in der frühen Hermannsbürger Mission. Berlin: LIT 2012. 203 S., ISBN 978-3-643-11547-8.

Erstmals befasste sich im November 2010 das „Ludwig-Harms-Symposium“ des Ev.-luth. Missionswerkes in Niedersachsen während seiner Jahrestagung mit dem Titel: